

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 35. Bromberg, den 16. Februar 1928.

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von Ottwell Binns.

Achtes Kapitel.

Das Tor von Tibet.

Nima-Tashi setzte sich auf einen der drei Hocker, die im Zimmer standen, zündete eine übelriechende Zigarette an und sah dann Shervington fragend an.

„Die ganze Erzählung habe ich also doch noch nicht gehört?"

„Nein, mein Freund, aber jetzt sollst du alles erfahren."

Darauf begann Nick von seiner Begegnung mit Husky Craydon zu berichten und von den Ereignissen, die darauf folgten. Er erzählte ausführlich von der Flucht Eliot Craydons aus der zivilisierten Welt und von dem Interesse, das der mysteriöse Doktor Stard für die Craydons und ihn an den Tag gelegt hatte. Außerdem berichtete Nick von allem, was geschehen war, seitdem er Schanghai verlassen hatte. Der Tibetaner hörte schweigend zu. Nur einmal verriet er, daß die Erzählung ihn bewegte, und zwar als Shervington den chinesischen Namen Doktor Stards erwähnte.

Als Nick seinen Bericht beendet hatte, blieb Nima-Tashi noch in Schweigen versunken und schien wie abwesend. Während Shervington auf Nimas Äußerung wartete, warf sich de Betrunkene unruhig hin und her und murmelte im Schlaf:

„Sie will nicht . . . sie will nicht . . . aber — —"

Daß die Worte sich auf Janet Craydon bezogen, bezweifelte Nick nicht, aber er hatte keine Ahnung in welchem Zusammenhang. Er schenkte ihnen jedoch wenig Aufmerksamkeit, denn im Augenblick interessierte er sich mehr für Nima-Tashi, dessen Schweigen allmählich so lange dauerte, daß Nick sich veranlaßt fühlte, ihn zu fragen:

„Nun? Was halten Sie von alledem, Nima?"

„Ich finde, Sie hatten Glück, daß Sie Tachienlu überhaupt lebend erreicht haben, mein Freund", antwortete der Tibetaner ernst. „Hier sind wir weit entfernt von Schanghai, und auf dem Fluß gibt es so viele Möglichkeiten, einen Menschen beiseite zu schaffen, daß ich mich wundere, daß man sie nicht ausgenutzt hat. Auch ist die Geschichte von dem Mann, der über das Meer und den großen Fluß hinauf floh, um sich in einer Lamaserie zu verbergen, sehr merkwürdig. Es steckt wohl noch etwas dahinter, was du noch nicht erzählt hast. Warum floh er?"

„Ich erzählte dir, was mit seiner unglücklichen Frau geschah, und daß augenscheinlich eine Gefahr ihn selbst sowie sein kleines Mädchen bedrohte."

„Ja. Aber vor wem floh er?"

„Das weiß ich nicht, aber ich habe mir den Kopf über diesen Stard zerbrochen — —"

„Ich habe schon viel von ihm gehört", unterbrach ihn Nima-Tashi „Ich habe ihn auch bereits gesehen. Er war vor zwei Jahren wegen irgendeines Unternehmens hier. Damals nannte er sich Hong Chung Lu. Dieser Name bedeutet eine geheime Macht, die von Tachienlu bis Schanghai reicht. Wenn er dein Feind ist, verstehe ich nicht, wie du ihm entkommen konntest."

„Du meinst, ich bin noch nicht vor ihm sicher?"

Der Tibetaner grunzte. „Die Fliege denkt vielleicht, daß sie sich aus dem Gewebe, das sie gefangenhält, befreit und ahnt nicht, daß fortwährend neue Fäden um sie gesponnen werden. Hong Chung Lu ist sehr schlau. Vielleicht ist es sein Wille, daß die beiden Craydons und du nach Tachienlu kommen?"

„Aber er versuchte, mich zu bestechen, die Craydons zu verlassen — —"

„Ja, das mag sein. Es ist möglich, daß er damals noch nicht wußte, daß du hierher kommen wolltest. Oder es ist ihm eingefallen, ihr drei könntet ihn auf die Fährte bringen, die er schon lange suchte."

„Aber was könnte das sein — —?"

„Der Mann vielleicht, der über das Meer floh, um ein Lama in der Dzu-che-Lamaserie zu werden, oder das kleine Mädchen, um dessentwillen der Mann sich so ängstigte?"

„Diesen Gedanken hatte ich auch schon", sagte Nick mit bekümmerter Miene. „Auch habe ich gedacht, daß er vielleicht sein Auge auf das junge Mädchen geworfen hat, das jetzt in dem Hause deines Bruders ist." Nima-Tashi machte eine zustimmende Geste, dann als der Betrunkene sich wieder rührte und die Worte wiederholte, die er vorhin im Schlaf gemurmelt hatte, sah ihn Nima-Tashi an und fragte kurz: „Was sagt das Schwein?"

Shervington übersetzte, und der andere saß einen Augenblick in Gedanken versunken, dann fragte er: „Sollen diese beiden Craydons ein Paar werden?"

„Der Mann möchte es."

„Die Frau auch?"

„Ich glaube nicht."

„Diese Worte also — —" Nima brach ab, sah den Betrunkenen nachdenklich an, und dann bemerkte er: „Es ist sonderbar, daß er Arrak mit einer chinesischen Ratte, die an Türen lauscht, trinkt."

„Er ist ein Narr!" rief Shervington bitter.

„Jawohl, das ist er! Und Narren sind immer gefährlich. Wenn sie trinken, sind sie wie ein Sieb, aus dem die Geheimnisse heraussickern."

„Du meinst also, daß der Chinese wirklich versuchte, uns zu belauschen und von Craydon etwas zu erfahren?"

„Ein Mann lauscht nicht umsonst wie eine Maus, auch läßt er seinen Arrak nicht stehen, wenn sein Gewissen rein ist"

„Aber du vergißt, Nima, daß du ihn erschreckt hattest, und bei deinem Anblick wird er — —"

„Das weiß ich ja alles", lachte der Tibetaner. „Du magst auch recht haben. Er fürchtete vielleicht, daß ich ihm die Ohren langziehen würde, bis sie denen eines Esels gleichen. Aber warum gesellte er sich zu diesem Mann und jener zu ihm?"

„Was weiß ich?" rief Shervington etwas ungeduldig. „Vielleicht weil jener Narr drüben eben ein Narr ist!"

Nima-Tashi widersprach nicht. Er starrte nur einige Augenblicke in das schwelende Kaminfeuer, dann sagte er: „Es wäre gut, wenn ihr alle drei vor Tagesanbruch Tachienlu verlassen würdet."

„Aber wohin sollen wir gehen? Doch nicht jetzt schon nach Dze-chu?"

„Nein. Nach meinem Haus in Che-to. Es liegt an der Karawanenstraße, und ihr könntet gut verborgen dort warten, während ich die Vorräte für die Reise besorge. Ich werde euch morgen früh dorthin führen. Du mußt mir nur einige Zeilen für das junge Mädchen, das bei meinem

Bruder ist, geben. Das Gepäck werde ich mit Yaks heute nacht fortschicken, und bei Tagesanbruch könnt ihr das Wirtshaus durch einen geheimen Ausgang verlassen."

Shervington war überzeugt von der Notwendigkeit der Vorsichtsmaßregeln, die der Tibetaner empfahl, denn Nima-Tashi war kein Hasenfuß wie die meisten seiner Rasse. Es war Nick jetzt klar, daß sein Freund Nima Doktor Stard in Verdacht hatte, in irgendeiner Weise mit der Tragödie auf der Rossalinsel und dem Schicksal jenes Mannes in Zusammenhang zu stehen, jenes Mannes, der hoch oben in den kahlen Höhen der Dzu-che-Berge seine Tage im Gebet verbrachte, vielleicht von derselben Angst gepeinigt wie die, vor der er geflohen war. Außerdem durfte man die Möglichkeit nicht außer acht lassen — so unwahrscheinlich sie auch erschien —, daß der chinesische Lauscher an der Wand, mit dem Husky getrunken hatte, in Stards Diensten stand. Jeder Ort, der sie vor spähenden Augen schützen könnte, würde ein Segen sein, für den man dankbar sein mußte. Darum erwiderte er sofort:

„Wir werden uns, sobald du willst, nach deinem Haus in Che-to begeben, Nima."

„Gut! Wo ist das Gepäck? Zeige es mir. Ich bin hier bekannt, und es wird für mich ein leichtes sein, es heimlich fortschaffen zu lassen."

Zwanzig Minuten später hatte der Tibetaner mit dem Gepäck das Wirtshaus verlassen. Shervington, der jetzt allein mit dem betrunkenen Craydon im Zimmer war, ging zu ihm hinüber und starrte mit zornigen Augen auf den Schnarchenden.

„Narr!" murmelte er wütend. „Narr!" Dann plötzlich, als ihm ein Gedanke durch den Kopf schoß, flüsterte er zweifelnd: „Oder Schurke?" Dann lachte er über seinen Einfall. „Nein! Nur ein Narr! Aber der größte, der mir jemals begegnet ist!"

Er setzte sich wieder hin und begann sich die Situation, wie sie Nima beurteilte, noch einmal zu überlegen. Der große Tibetaner war ein kluger Mann und seine Ansicht war wohl beachtenswert. Ob sein Freund recht hatte, wenn er meinte, daß Stard ihn und die Craydons nur als Führer benützte, um durch sie das Versteck des weißen Mönches ausfindig zu machen? Er erinnerte sich seines eigenen Verdachts, daß Stard etwas mit der Tragödie auf der Insel und mit der geheimnisvollen Flucht Eliot Craydons zu tun hatte, und diesmal wies er diesen Gedanken nicht mehr zurück. Die einzige andere mögliche Erklärung war diejenige, welche er Nima-Tashi angedeutet hatte, nämlich, daß sich Stard für Janet Craydon um ihrer selbst willen interessierte.

Aber diese letztere Vermutung hatte Nima als unwahrscheinlich zurückgewiesen. Daß sie auf ihrer Reise nach Tachienlu beobachtet worden waren, zeigte der Lauscher und Huskys Begegnung mit diesem Chinesen hinreichend, also hätte Stard Dutzende von Möglichkeiten gehabt, sich des jungen Mädchens zu bemächtigen, wenn er gewollt hätte. Je mehr Nick darüber nachdachte, desto mehr neigte er dem Glauben zu, daß die Vermutung Nimas die richtige sei. Weder für die beiden Craydons noch für ihn hatte Stard ein persönliches Interesse, nur soweit sie mit Eliot zu tun hatten, auf den sich Stards Gedanken ausschließlich zu konzentrieren schienen, hatten die drei Bedeutung für ihn.

Dieser Gedanke wurde Nick immer mehr eine Überzeugung. Während er darüber nachdachte, sah er im Geiste den blassen, schiefäugigen Eurasier, der seine tätowierte Hand in der Dunkelheit tastend ausstreckte. Und der Mann, den diese Hand zu ergreifen suchte, war der weiße Lama des Dze-chu-Klosters — der Heilige seines Klosters. Vor elf Jahren hatte diese tätowierte Hand den Höllenhunden der Rossalinsel das Zeichen gegeben, eine hilflose Frau zu erdrosseln und sie durch die dunklen Wälder zu jagen, bis sie halb wahnsinnig vor Angst war. Und jetzt tastete diese selbe Hand nach dem Mann, der seine erdrosselte Frau gefunden hatte mit einem Brief, und der nach der Bestattung der Leiche über das Meer geflohen war und eine Zuflucht in den kahlen, ungastlichen Bergen in dem unerreichbarsten Lande der Erde gesucht hatte.

Plötzlich fühlte er, welch ein furchtbarer, unversöhnlicher Haß diese Seele beherrschen mußte, ein Haß, der mit den Jahren immer rachsüchtiger, teuflischer wurde. Nick schauderte, als er daran dachte, daß dieser Haß selbst eine hilflose Frau nicht geschont hatte und mit dämonischer Wildheit ein unschuldiges Kind bedroht haben mußte; denn warum hatte Craydon sonst seine kleine Tochter fortgebracht, um sie auch in dem Schoß einer Religion zu verbergen, die seiner Rasse fremd war? Wenn nun dieser rachsüchtige Mann jetzt erfahren hatte, wer Janet war, und sie nun auch mit seinem Haß verfolgte?

„Mein Gott!" flüsterte er bei diesem Gedanken, sprang auf und begann in dem Zimmer auf und ab zu gehen, während ihm das Herz vor Angst um dieses Mädchen zu zerspringen drohte.

Er kannte den Orient. Er wußte, welcher teuflischen Taten der Orientale fähig ist, — er kannte diese kalte, leidenschaftslose Grausamkeit, die die unmenschlichsten Qualen ausdenkt und erschauen kann, Qualen, die jeden Europäer erschüttern und an den Rand des Wahnsinns bringen würden. Der Mann, der die kannibalischen Mörder auf die weiße Frau gehetzt hatte, würde sich mit dem Tode seines Opfers nicht zufrieden geben. Er wollte mehr, um seinen teuflischen Durst nach Rache zu befriedigen. Was hatte er in dem Brief geschrieben, den er mit der Leiche zusammen an Eliot Craydon geschickt hatte? Sicher irgendeine furchtbare Drohung, eine so grauenhafte, daß der Empfänger in panikartiger Angst geflohen war. Und wenn sein Haß nun Janet verfolgte — —

Er dachte den Gedanken nicht zu Ende. Ein grimmiger Ausdruck glitt über sein Gesicht. Stard — Hong Chung Lu — der Name war ja gleich — konnte in diesem verrückten Lande eine ungeheure Macht besitzen, aber tausend Spione würden ihn nicht vor Nicks Rache retten, wenn er es wagte, Janet Craydon nur zu bedrohen. Nick würde ihn wie einen Hund niederschießen, welches auch die Folgen sein mochten. Dieser Entschluß genügte Nick jedoch nicht, um seine Besorgnisse zu beschwichtigen, und schließlich trieben sie ihn aus dem Wirtshaus auf die Straße hinaus, wo er die Nachtstunden hindurch vor dem Hause, in dem das Mädchen schlief, Wache hielt.

Dort war es auch, als der bitterkalte Morgenwind von den schneebedeckten Höhen blies, wo Nima-Tashi ihn überraschte. Einen Augenblick starrte ihn der Tibetaner erstaunt an, dann lachte er:

„Ho! Ho! mein Freund, jene Mädchenblume gehört zwar nicht dir — aber doch — doch — —"

„Und doch habe ich die Nacht hindurch vor ihrem Hause gewacht, um sie vor Gefahr zu schützen."

Das Lachen in Nima-Tashis Augen erlosch, und er sagte ernst: „So! Das habe ich mir gedacht. Aber die Frau ist in meines Bruders Haus sicher. Komm! Wir wollen den betrunkenen Narren holen, ehe die Sterne verblassen, und dann werde ich dir das Mädchen zuführen."

Sie gingen die übelriechende Straße zusammen hinauf. Wild aussehende Hunde wühlten in den Kehrichthaufen umher und sahen die beiden Männer feindselig an. Einmal mußte Nima-Tashi sogar einem besonders grimmig aussehenden Hund einen Peitschenhieb versetzen. In dem rauchigen, sauer riechenden Zimmer des Wirtshauses „Zur sprudelnden Quelle" fanden sie Husky Craydon auf dem Rand des Bretterbettes sitzend, in dem er die Nacht verbracht hatte. Er hielt den Kopf in die Hände gestützt. Bei dem Eintreten der beiden Männer sah er auf. Sein Gesicht war leichenblaß, und in den entzündeten Augen glaubte Shervington einen scheuen Ausdruck zu sehen.

Er wich Shervingtons verächtlichem Blick aus, riß jedoch die Augen im nächsten Moment erstaunt auf, als Nick in befehlendem Ton rief:

„Stehen Sie auf, Craydon! Wir müssen aufbrechen!"

„Aufbrechen? Wohin denn?"

„Wir machen jetzt die erste Etappe auf dem Wege nach Dze-chu! Vor Tagesanbruch müssen wir fort von hier."

„Aber zum Teufel noch einmal — ich bin doch gesundheitlich nicht imstande — —!"

„Schnell! Aufstehen! Wir haben jetzt keine Zeit für Diskussionen. Wir müssen unverzüglich fort."

„Sie können sich zum Teufel scheren, ehe ich — —"

Er konnte seinen groben Ausruf nicht beenden, denn Nima-Tashi hatte trotz seiner Unkenntnis der Sprache den Grund des Streites zwischen den beiden Männern erraten und machte kurzen Prozeß. Ohne Umschweife trat er auf Craydon zu, packte ihn am Rockkragen und brachte ihn auf die Füße. Dann schob er ihn vor sich her durch das Wirtshaus in den Hof hinaus und von dort durch einen geheimen Ausgang hinter einem stinkenden Stall auf die Straße. Die Straße war eher ein Gäßchen zu nennen; denn sie war so eng, daß nicht zwei nebeneinander gehen konnten, aber der Tibetaner schob Craydon vor sich her und zwang ihn, indem er ihm einfach in brutalster Weise auf die Fersen trat, im gewünschten Tempo vorwärtszugehen. Einmal drehte sich Craydon um und schrie etwas, aber sofort legte ihm Nima-Tashi seine große, ungewaschene Hand auf den Mund und schnitt ihm so jeden Protest ab.

Nach einer Weile kamen sie an der Westseite der Stadt heraus, auf einen schmalen Streifen höher gelegenen Landes, der von beiden Seiten von Bergen eingerahmt war. Hier verließ sie der Tibetaner, nachdem er Shervington gebeten hatte, auf seine Rückkehr zu warten. Craydon ließ sich sofort auf einen Felsen nieder und stützte den Kopf in die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Der Plumpudding.

Ein Scherz auf See von A. Winkler.

Der Küstenfahrer „Teutone“ bestrich die afrikanische Seite des Mittelländischen Meeres. Aus dem Golf von Tunis kommend, lief er die verschiedenen Häfen an und segelte endlich der Straße von Gibraltar zu bis nach Oran, wo das große Übersee-Handelsschiff seines Reeders ankerte. Dort nahm der Kapitän des Ozeandampfers Bericht über die Fahrten des Teutonen entgegen, sah dessen Journal ein, gab neue Befehle und ließ für die Besatzung des Küstenfahrers die reichlich vorhandenen Postsachen an Bord ihres Schiffes bringen. Dann ging die Fahrt des Teutonen wieder zurück aufs freies Meer.

Die Besatzung des Teutonen war ein lebendiges, wohlgemutes Völkchen. Während sie bei dem eintönigen Singen ihres Bootsmannsmaats und ihrem gleichmäßig mit gesungenen Kehrreim die schweren Raaen lustig in die Höhe steigen und die großen ausgeholten Segel sich straffen ließ, sichtete der Steward des Schiffes die Postsachen und lieferte sie aus. Zumeist waren es Stunden der Zufriedenheit, die durch solche Episoden in den Herzen dieser heimatfernen Menschen ausgelöst wurden. Auch der Obersteuermann erhielt ein großes Paket. Nur der Kapitän — der Käpten, wie sie ihn kurz nannten — ging leer aus. Das machte ihn sehr mißmutig, denn er hatte unbedingt einen Gruß aus der Heimat, ein Gedenken von seinen Lieben daheim erwartet, da morgen sein Geburtstag war und er zum andern doch gar zu gern erfahren hätte, wie es seiner jungen Frau ging, die vor Monaten eines Beinleidens wegen nach Deutschland heimreisen mußte.

Der Obersteuermann, der von jeher Freud und Leid mit seinem „Käpten“ geteilt hatte, sah mit seinen schwarzen, blitzenden Augen an diesem Tage sehr oft verschmitzt zu diesem hinüber. Er verbarg ja nun ein Geheimnis vor ihm, das er bis morgen abend zur Feier seines Geburtstages wahren mußte. Dem Kapitän jedoch fiel das verschmitzte Aussehen seines alten Freundes bald auf, und er ärgerte sich darüber. Auch das der Obersteuermann ein Paket erhalten hatte, ohne ihm dies zu berichten, ärgerte den Kapitän. Bei Gelegenheit schrie er ihn dafür barsch an:

„Potz Mars- und Bramsegel, Mensch, bildet Er sich ein, mir über den Kopf gewachsen zu sein, daß Er so erhaben tut?!“

„Bin ich auch“, versetzte der Oersteuermann in aller Ruhe. „Müßt Euch schon vorläufig damit zufrieden geben.“ Er schob die kurze Pfeife aus einem Mundwinkel in den anderen und wandte sich gemächlich der Reling zu, einem Schoner nachzuschauen, der gerade zur rechten Zeit an ihrem Schiffe vorbeifuhr. Da warf sich der Kapitän tief verärgert in seinen Dienst der bald allen Kummer und Verdruß bannte. Die örtlichen Verhältnisse, die Riffe und Untiefen, die den Küstenfahrern an der algerischen Küste in ihrer Zerrissenheit und wilden Brandung immer schwere Sorgen bereiteten, beanspruchten seine ganze Aufmerksamkeit und brachten ihm dadurch seine innere Ruhe zurück.

Als am Abend desselben Tages der Obersteuermann sich eben anschickte, seinen Nachtdienst anzutreten, prallte er an der Kabinentür mit der breiten Gestalt des Schiffskoches hart zusammen. Der Koch war sehr aufgeregt; sein Gesicht sah dunkelrot aus.

„Obersteuermann“, rief er mit heiserer Stimme, „der Plumpudding! Helft mir, oder ich kann für den Geburtstagstisch des Käpten keinen Plumpudding schaffen.“

„Hoho“, begehrte der Obersteuermann auf. „Wollt Ihr unsern Käpten unglücklich machen?! Woran fehlt es denn?“ „Am Beutel zum Kochen“, war die verzweifelte Antwort. — „Mensch!“ schrie ihn da der Obersteuermann laut an, „Schafft ihn, und wenn Ihr dazu die ganze mittelländische Pfütze bis zum ersten besten englischen Schiffe durchwaten müßtet!“. — „Donnerkiel noch mal!“ fuhr nun auch der sonst so friedliebende Küchenchef auf. „An mir liegt's doch nicht. Der Teig ist fertig bis zum Kochen. Schafft mir den Beutel, mehr braucht's nicht.“ — „Habt gut reden!“ knurrte der Steuermann und stand ratlos. Plötzlich aber ging ein Blitzen durch seine dunklen Augen. „Kommt mit!“ sagte er und schob den dicken Koch hinüber in die Kabine der Frau Kapitän. Dort zog er unter der Koje eine Truhe voll Wäsche hervor, kramte respektlos darin herum, zog aus dem Chaos endlich einen langen feinen Seidenstrumpf heraus und drückte ihn mit kräftigem Drucke dem Koch in die Hände. „Da — das geht!“ behauptete er und verschwand lachend nach oben.

Der Koch besah schmunzelnd das Gewebe, dehnte und prüfte es und brummte dann vor sich hin: „Platzt es nicht, dann gibt 's ein Gaudi!“ Mit strahlendem Gesicht eilte er in sein heißes Revier zurück, brühte das Gewebe, füllte den Pudding-Teig hinein, beklatschte und knetete den sich sonderbar blähenden Beutel und brachte ihn lachend in einem geeigneten Kessel zum Kochen.

Bei der Ablösung am andern Abend trennte sich die Mannschaft nach den üblichen acht Glasen mit vielen Scherzworten und dem Versprechen der dienstfreien Leute, auch der Wache ihren Teil von der Geburtstagsfeier des Kapitän zukommen zu lassen. Der Kapitän weilte unterdeß auf der Kommandobrücke und sah verloren in die unendliche Weite des sternenbesäten Himmels. Da schob sich plötzlich die schwere Gestalt des Kochs aus dem Fallreep empor, der in dienstlicher Haltung meldete, daß der Geburtstagstisch für den Herrn Kapitän bereitet sei. Dann verschwand er wieder.

„Wozu denn einen Geburtstagstisch?!“ dachte der Kapitän unmutig, stieg aber doch langsam in seine Kabine hinab, wo ihn der Obersteuermann feierlichst in Empfang nahm. Die Kabine war hell erleuchtet. Auf Palmenwedeln brannten zahlreiche kleine Wachslichter. Hinter den Wedeln schmückte ein breites Fahnentuch die Wand. Der Kapitän blickte erstaunt um sich und sah den festlich geschmückten Tisch. Da ging plötzlich ein Ruck durch seine kräftigen Glieder, ein jäher Schreck schien ihn zu lähmen. Sein Gesicht wurde bleich, und seine Augen starrten entsetzt auf die ungeheuerliche Form in der Mitte des Tisches. Der unvermittelte Gedanke an das kranke Bein seiner jungen Frau erschreckte ihn. Er wollte aufschreien. Schon stiegen ihm die Worte würgend in die Kehle. Da stutzte er. Er betupfte resolut die vor ihm liegende Masse mit dem Zeigefinger und — brach in ein schallendes Gelächter aus. Sein Obersteuermann stimmte herzhaft ein. Gleich darauf löste dieser das Fahnentuch an der Kabinenwand. Das große Bild der Frau Kapitän, die in ihren Armen ein winziges Menschenkindlein hielt und lieb zu dem Gatten herniederschaute, enthüllte sich vor den erstaunten Blicken des überraschten Geburtstagskindes. Über dem Bilde aber prangten, auf weiße Seide gemalt, die Worte der glücklichen Mutter: „Ich melde meinem lieben Manne auf fernem Meere die Geburt seines ersten Jungen.“ — Jubelnd begrüßte der Kapitän diese Freudenbotschaft. Bald darauf feierte er mit der Mannschaft seines Schiffes die frohe Kunde, und alle tranken ihren Punsch auf das Wohl des kleinen Seemannssprossen drüben im deutschen Vaterlande.

Abriß eines Lebens.

Skizze von Kurt Münzer.

Mein Leben — ach! Was habe ich da viel zu erzählen! Armselig, eng, kurz, wie es gewesen ist. Denn ich fühle es wohl: ich bin am Sterben ... Was liegt Ihnen daran? Vielleicht werden Sie bereuen, es gehört zu haben. Es ist nur Armut, Elend und — Sehnsucht ...

Wissen Sie, was meine erste Erinnerung ist? Mein Vater ist mittags aufgestanden, nach tiefem Schlaf. Als er nachts betrunken nach Haus gekommen war, hat er die Mutter, die am kalten Herde eingeschlafen war, wachgeprügelt; er hat uns vier Kinder vom Strohsack gestoßen, um sich darauf zu werfen. An diesem Mittag nimmt er mich bei der Hand, geht mit mir fort — Ich bin der Jüngste, vier Jahre alt; ich wage nicht, zu weinen, die Mutter fürchtet sich zu fragen. Er geht mit mir, ein paar Straßen weit, stellt mich da an eine Ecke, gibt mir seine Mütze in die Hand und befiehlt mir, dort zu stehen, „bitte, bitte“ zu den Vorübergehenden zu sagen, die Mütze ihnen hinzuhalten.

Da steh ich nun und bettle. Das ist die erste Erinnerung meines Lebens ... Die Leute geben mir viel, manche schimpfen, manche bücken sich, fragen mich aus. Aber ich bleibe stumm, ich ängstige mich. Es ist bald viel Geld in der Mütze. Schon kommt der Vater, der beobachtend drüben stand, leert sie, stößt mich wieder an die Hauswand, läuft in eine Kneipe. Erst abends kommt er wieder. Ich hocke am Boden, weine, es ist kalt, mich hungert, niemand beachtet mich mehr, Füße treten mich. Dann nimmt Vater mich auf den Arm, stürzt mit mir hin, denn er ist wieder betrunken. Ein Auflauf. Eine Frau hebt mich hoch, ich blute ...

So begann mein Leben.

Einmal, plötzlich, ist der Vater weg, verschwunden. Er kam nie wieder. Mutter geht waschen und Kanzleien reinigen. Es ist Krieg. Gehungert haben wir auch schon vorher. Eher geht es uns besser. Die älteste Schwester, damals neun, hilft in einer Fabrik. Ich komme auf die Schule — und da geschieht das Wunder ...

Ich bin immer der Beste in der Klasse, und eines Tages kommt ein vornehmer Herr und hört dem Lehrer beim Abfragen zu, und ich werde in allen Stunden immerzu gefragt. Der fremde Herr lobt und streichelt mich. Und er fragt mich, ob ich gern recht viel lernen möchte, vielleicht auch Lehrer werden oder Doktor oder Ingenieur. Ich weiß, was das ist, ich bin jetzt bald neun Jahr alt. Ich stottere vielmals: „Ja! O so gern!“ Dann muß Mutter zum Rektor kommen, und

der sagt, der vornehme Herr will mich zu sich nehmen als sein Kind, und erziehen und alles lernen lassen, denn ich bin begabt, sagt er, und fleißig und brav und ein Vorbild für die ganze Klasse.

Das erzählte Mutter zu Haus, wir vier stehen um sie herum, es ist wie eine Märchengeschichte. Die Mutter weint, die Brüder und die Schwester sehen mich an und rücken schon von mir ab. Und ich weiß: ich muß alle verlieren; die Mutter liebt mich so, den Jüngsten, und die Brüder beneiden mich und gönnen es mir nicht. Da sage ich: „Nein, ich will nicht. Ich will hier bleiben. Ich traue es mir gar nicht zu, ich mag kein vornehmer Herr werden."

Der Herr kommt dann zu uns in die Stube. Mutter schämt sich, denn wir haben nur eine Stube, die Küche hat Mutter an drei alte Schwestern vermietet, die einen Obstwagen haben und einen mit Räucherwaren. Er spricht mit mir, aber ich bleibe dabei. Der Rektor redet auch mit mir und Mutter. Ich will nicht — und so geht alles weiter, wie es vorher ging. Mutter weint oft in der Nacht. Ich schlafe bei ihr im Bett, die drei anderen auf dem Strohsack. Ach, wie froh bin ich, daß ich bei ihr, daß ich ihr Kind geblieben bin! Wenn sie schläft, wage ich, sie zu küssen.

Nun, und dann . . . Armut, Hunger. Die Schwester wird schlecht, und ein Bruder kommt in Fürsorge, weil er in der Lehre gestohlen hat. Ich helfe der Mutter beim Zeitungstragen, sie wäscht noch immer, und ich bete nur, sie soll alt, ganz alt werden, damit ich es ihr noch einmal schön machen kann. Ich habe keinen rechten Freund, auch kein Mädchen, ich bin immer traurig. Dann gehe ich zur Eisenbahn und werde Heizer. Und oft, ach, oft denke ich, ich habe mein Leben verdorben, ich habe dem Schicksal ins Handwerk gepfuscht, ich hab mich an mir selbst versündigt. Denn Gott gab mir ein Pfund — und ich ließ es verkommen. Hätte ich nicht damals mitgehen und lernen und etwas Richtiges werden sollen? Jetzt bin ich neunzehn Jahre alt, ich werde nie etwas leisten, ich liege in einer fremden Stadt und muß wohl sterben, und die Mutter hat den Schmerz um mich. Ach, wenn sie doch kommen könnte!" . . .

— — — — — — —

Der junge Arzt beugte sich über das Bett.

„Sie ist benachrichtigt," sagte er. „Ich habe ihr telegraphisch das Reisegeld geschickt, sie kann noch heute abend hier sein. Aber nun, mein Lieber, muß ich Ihnen etwas sagen. Ihr Leben war nicht nutzlos, und Sie haben nichts versäumt. Statt ein vornehmer Herr zu werden, sind Sie etwas viel Größeres geworden: ein Held. Statt Titel und Geld zu erraffen, haben Sie Hunderten das Leben gerettet, Sie tapferer Junge! Wollen Sie etwa vergessen, was in der letzten Nacht geschehen ist? Der Führer Ihrer Lokomotive wird plötzlich wahnsinnig, überfährt ein Haltesignal, Sie springen an den Hebel, er stürzt sich auf Sie. Mörderisches Ringen auf der rasenden Lokomotive, er schlägt mit dem Schürhaken auf Sie ein, spaltet Ihnen fast den Schädel, aber Sie dürfen nicht bewußtlos werden, ehe Sie zwei Züge vor Zusammenstoß bewahrt. Sie reißen mit letzter Kraft den Hebel herum. An der tödlichen Weiche bleibt der Zug stehen, der Gegenzug saust in demselben Augenblick hart vorüber. Aber sie haben es erreicht. Hunderte danken Ihnen das Leben. — Und da soll das Ihre vergeblich gewesen sein? Kein Leben ist reicher, keines gesegneter als das Ihre. Haben Sie Schmerzen?"

Ein Lächeln antwortete dem Arzte, ein beglücktes seliges Lächeln, als hätte der Junge Himmelsmusik gehört. Über das blasse Gesicht, so schmal zwischen den Verbänden um den zertrümmerten Schädel, ging ein Leuchten, aus unsichtbarer Quelle. Der Arzt neigte sich zu ihm nieder. Aber in Lächeln und Licht war der Tod gekommen . . .

Jan Kiepura vor Gericht.

Der Prozeß, der mit einer Arie ausklingt.

Berühmte Opernsänger und große Schauspieler treten alltäglich in ihrer gewohnten Umgebung, auf der Bühne auf, doch nur ganz selten kommt es vor, daß sie auch vor der Öffentlichkeit des Richterstuhles ihre Stimme hören lassen. Jan Kiepura, der berühmte polnische Heldentenor, debütierte während seines Budapester Gastspiels vor dem ungarischen Gericht, wohin er wegen einer Affäre, deren Ursprünge noch im Anfang des vergangenen Jahres sich ereigneten, geladen wurde.

Die Verhandlung währte nur kurz, verlief aber in der denkbar gemütlichsten Weise. Den Grund der Anklage bildete ein Kontrakt, den Kiepura mit einem Budapester Konzertbureau abgeschlossen hatte, und welchen — nach Deutung des Konzertbureaus — Kiepura nicht vollkommen eingehalten habe. Er erhielt also vom Anwalt des Konzertbureaus einen Brief, der dem polnischen Heldentenor anscheinend keine besondere Freude bereitete. Auf diesen Brief folgte eine selbstgeschriebene Antwort Kiepuras aus München, die neben seinen Ausführungen bezüglich der Einhaltung des Kontraktes auch einige beleidigende Ausdrücke beherbergte. Der Anwalt des Konzertbureaus, Dr. jur. Georg Kóla, erstattete hierauf bei dem ungarischen Gerichtshof eine Anzeige wegen Ehrenbeleidigung. Die Verhandlung konnte aber nicht abgehalten werden, weil die Vorladung zur Verhandlung dem Künstler nicht eingehändigt werden konnte.

Als nun Kiepura in Budapest gastierte, ergriff man die Gelegenheit, ihm die Vorladung einzuhändigen. Abends, im Opernhaus, als Kiepura die Arien Toscas beendet hatte, erschien vor ihm der wenig willkommene Mann des Gerichtshofs, der ihm die Vorladung überreichte.

Am nächsten Tage um 9 Uhr erschien denn auch Kiepura vor dem Strafbezirksrichter Dr. Neuwirth in der Begleitung des Baritonisten Dr. Franz Pogány, der Anwalt und Mitglied des Opernhauses in einer Person ist. Dr. Pogány versah diesmal die Verteidigung seines Kollegen; dieser brachte auch noch einen alten polnischen Obersten mit, der bei den Verhandlungen als Dolmetscher fungieren sollte. Dr. Neuwirth führte aber die Verhandlung in deutscher Sprache, deren auch Kiepura mächtig ist, und so war der alte Herr bloß ein stiller Beobachter der Ereignisse.

„Was ist Ihr Beruf?"

So leitete Dr. Neuwirth die Verhandlung ein, worauf Kiepura antwortete:

„Ich bin Hörer der juridischen Fakultät der Warschauer Universität!"

Gleich darauf fuhr er fort:

„Ich muß betonen, daß ich die Vorladung reglementswidrig erhalten habe! Ich weiß als Jurist, daß der Beschuldigte nicht einen Tag vor der Verhandlung vorgeladen werden darf!"

Kiepuras Verteidiger, Dr. Pogány, hatte ihn gleich darauf aufgeklärt, daß in solchen Fällen, wenn der Beschuldigte nicht leicht zu finden ist, die Einhändigung auch tags zuvor möglich ist.

Nach diesem kleinen Meinungsaustausch begann der Künstler mit seiner Verteidigung: „Die Annahme, daß ich meinen Verpflichtungen nicht nachkommen will, hat mich sehr schmerzlich betroffen. In meiner Betroffenheit, in der ersten Aufwallung, habe ich meinen beleidigenden Brief verfaßt, mit dem ich eigentlich niemand habe beleidigen wollen. Jetzt erfuhr ich von meinem Verteidiger, Dr. Franz Pogány, daß Herr Dr. Kóla, dem ich so entgegengetreten bin, selbst ein guter Musikant und ein alter Freund der Künstler des Budapester Opernhauses ist, und aus diesem Grunde fühle ich noch schmerzlicher, daß ich den Herrn Dr. Kóla ohne mein Wollen beleidigt habe!"

Kaum sind die letzten Worte Kiepuras verklungen, so eilte Dr. Georg Kóla mit weit vorgestreckter Hand auf den Künstler zu, der ihn im Gerichtssaal umarmte. Die friedliche Lösung der Angelegenheit verursachte selbstverständlich allgemeine Heiterkeit, die nur noch erhöht wurde durch die Worte des Strafbezirksrichters Dr. Neuwirth, der das Verfahren wegen Mangels eines Vergehens einstellte, und die Verhandlung mit folgendem Satz beschloß:

„Herr Kiepura! Kosten und Strafe müssen Sie natürlich jetzt nicht mehr zahlen, doch dafür singen Sie uns vielleicht eine schöne Arie vor!"

Kiepura war sofort mit diesem Vorschlag einverstanden, doch an die Verwirklichung desselben konnte aus „Gründen der Strafprozeßordnung" nicht gegangen werden.

Aladár von Simonffy.



Bunte Chronik



* **Einer, der Gewitter vorhersagt.** Eine sonderbare Persönlichkeit beherbergt das Dörfchen Ely in England. Es ist ein Ackerknecht, dessen Körperzustand von einer Art ist, daß er Gewitter schon eine geraume Zeit, bevor sie aufziehen, verspürt. Der Mann ist zweimal vom Blitz getroffen worden, im Jahre 1914 und im Herbst vorigen Jahres. 1914 war er sechs Wochen bewußtlos, und das letzte Mal verursachte der Blitzstrahl ihm nur etwas Kopfschmerzen. Seitdem der Mann zum ersten Male vom Blitz getroffen wurde, besitzt er die Eigenschaft, kommendes Gewitter schon im voraus zu fühlen. Ungefähr zwölf Stunden vor dem Auftreten eines Gewitters bekommt er heftiges, stoßweises Schütteln, und es ist ihm, als sei er mit einer elektrischen Batterie geladen.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.